

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-04543-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Toni Morrison

Die Herkunft der anderen
Über Rasse, Rassismus und Literatur

Mit einem Vorwort von Ta-Nehisi Coates

Aus dem Englischen von Thomas Piltz

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2017 bei Harvard University Press,
Cambridge, Massachusetts, unter dem Titel «The Origin of Others».

1. Auflage April 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«The Origin of Others» Copyright © 2017 by Toni Morrison

Einbandgestaltung Anzinger und Rasp, München,

nach dem Original von Harvard University Press

Einbandabbildung Timothy Greenfield-Sanders

Satz aus der Janson PostScript

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 04543 2

Inhalt

Inhalt

Vorwort

Die Herkunft der anderen

1 Romantisierte Sklaverei

2 Fremd sein oder fremd werden

3 Fetisch Farbe

4 Was bedeutet «schwarz»?

5 Vom Anderssein erzählen

6 Die Heimat des Fremden

Danksagung

Literaturnachweis

Biographien

Vorwort von Ta-Nehisi Coates

Im Frühjahr 2016 hielt Toni Morrison an der Harvard University eine Reihe von Vorträgen über «die Literatur der Zugehörigkeit». Angesichts von Morrisons umfangreichem Werk ist es keine Überraschung, dass sie ihr Augenmerk auf den Komplex der Rassenzugehörigkeit richtete. Morrisons Vorlesungsreihe kam zu einem günstigen Zeitpunkt. Barack Obama ging in das letzte Jahr seiner zweiten Amtszeit, seine Zustimmungswerte stiegen. Die öffentliche Empörung in Gestalt der *Black Lives Matter*-Bewegung hatte die brutalen Übergriffe der Polizei zu einem nationalen Thema gemacht, und anders als die meisten Debatten über Rassenfragen blieb diese nicht folgenlos. Eric Holder und Loretta Lynch, die beiden schwarzen Justizminister Obamas, hatten Untersuchungskommissionen zu diversen Polizeibehörden überall im Land entsandt. Aus Ferguson, aus Chicago, aus Baltimore kamen Berichte, die den systemimmanenten Rassismus belegten, von dem immer nur gerüchteweise die Rede gewesen war. Man erwartete, dass diese entschiedene Linie unter Hillary Clinton weiterverfolgt werden würde – der ersten Kandidatin für das Präsidentenamt, die zu dem Zeitpunkt, da Morrison mit ihren Vorlesungen begann, als klare Favoritin gegenüber einem Mitbewerber galt, den die Welt für ein politisches Leichtgewicht hielt. Es sah überall so aus, als würde das Land den Ballast seiner Geschichte abwerfen und endlich einen entschiedenen Schritt auf dem steinigen Weg der moralischen Entwicklung machen.

Doch plötzlich wurde dieser Weg noch viel steiniger.

Die erste Reaktion auf den Wahlsieg von Donald Trump bestand in dem Versuch, zu bagatellisieren, was er über den Rassismus in den USA aussagte. Überall erhoben sich Stimmen, die das Ergebnis als populistischen Protest derjenigen zu erklären versuchten, die von der Wall Street und

der New Economy abgehängt worden waren. Von Clinton hieß es, ihr sei die Konzentration auf «Identitätspolitik» zum Verhängnis geworden. Viele dieser Argumente trugen den Keim ihrer Widerlegung bereits in sich. Niemand vermochte je zu begründen, warum gerade jene, die die New Economy am gründlichsten abgehängt hatte – nämlich die schwarze und die hispanischstämmige Arbeiterschaft –, sich nie zu Trumps Anhängern gesellten. Überdies fanden einige der lautesten Kritiker von Clintons «Identitätspolitik» nichts dabei, selbst auf diesem Feld zu wildern. Clintons wichtigsten Konkurrenten, Senator Bernie Sanders, hörte man in der einen Woche seine Verwurzelung in der weißen Arbeiterklasse rühmen, während er seine Parteigenossen in der nächsten drängte, die Identitätspolitik hinter sich zu lassen. Nicht jede Identitätspolitik, so scheint es, ist vor ihren Verfechtern «gleich erschaffen».

Die Herkunft der anderen, das aus ihrer Vorlesungsreihe in Harvard hervorgegangene Buch von Toni Morrison, befasst sich nicht direkt mit dem Aufstieg von Donald Trump. Aber es ist unmöglich, ihre Überlegungen zur Frage der Zugehörigkeit, der Auswahl derjenigen, die sich unter dem Schutzschirm der Gesellschaft willkommen fühlen dürfen, ohne ein Bewusstsein unserer aktuellen Situation zu lesen. Morrison führt ihre Untersuchung auf dem Feld der Geschichte, widmet sich somit der ältesten und wirkmächtigsten Form von Identitätspolitik, die Amerika kennt – dem Rassismus. Es sind Vorträge über die Erschaffung des Fremden und die Errichtung von Zäunen, ein Versuch, mit den Werkzeugen von Literaturkritik, Geschichtswissenschaft und persönlicher Erinnerung zu verstehen, wie und warum es dazu kommen konnte, dass wir diese Zäune mit Hautpigmenten in Verbindung bringen.

Morrisons Buch steht in einer im Lauf des vergangenen Jahrhunderts angewachsenen Reihe von Arbeiten, die überzeugende Argumente für die These zusammengetragen ha-

ben, dass der weiße Rassismus unüberwindlich ist. Zu ihren Verbündeten gehören Sven Beckert und Edward Baptist, die auf das Gewaltpotenzial dieses Rassismus und auf die Profite hingewiesen haben, die sich mit ihm erzielen lassen; James McPherson und Eric Foner, die gezeigt haben, wie dieser Rassismus zu einem Bürgerkrieg führte und danach die Bemühungen des Landes um eine neue Ordnung unterhöhlt; Beryl Satter und Ira Katznelson, die beschrieben haben, wie der Rassismus den New Deal korrumpierte; sowie Kahlil Gibran Muhammad und Bruce Western, die gezeigt haben, wie dieser Rassismus unsere Gegenwart zu einer Ära massenhafter Inhaftierung werden ließ.

Am engsten ist Morrisons Buch jedoch wahrscheinlich mit *Racecraft* verwandt, der 2012 erschienenen Studie von Barbara und Karen Fields, in der argumentiert wird, dass die Amerikaner das Verbrechen des Rassismus, der überall im Land lebendig ist, mit dem Konzept der «Rasse» zu bekämpfen versucht haben, dem jedes Leben fehlt. Wenn wir von «Rasse» als einem Komplementärbegriff zu «Rassismus» sprechen, schreiben wir ihr eine reale Existenz in der natürlichen Welt zu, deren vorhersehbare Folge der Rassismus ist. Obwohl zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten überzeugend dargelegt haben, dass es sich genau umgekehrt verhält, dass erst der Rassismus das Konstrukt Rasse hervorbringt, haben die Amerikaner dies noch immer nicht verstanden. Und so reden wir von «Rassentrennung», vom «Rassenproblem», von einer «Kluft zwischen den Rassen», von «Rassenprofilen» oder «Rassenvielfalt», als hätten alle diese Konzepte ein Fundament außerhalb unserer eigenen Erfindung. Die Folgen darf man nicht unterschätzen: Wenn «Rasse» ein Werk der Gene oder Götter oder beider ist, können wir es uns leichten Herzens verzeihen, das Problem nie wirklich bearbeitet zu haben.

Morrison bezieht den weniger tröstlichen Standpunkt, dass «Rasse» nur ganz am Rande mit den Genen zu tun hat.

Von dieser Prämisse ausgehend, hilft sie uns, zu verstehen, wie ein Konzept, das so wenig tragfähig ist, einen so starken Einfluss auf Millionen von Menschen gewinnen konnte. Der Schlüssel, so ihr Argument, ist das Bedürfnis, sich sein Selbstbild als Mensch zu erhalten, während man unmenschliche Taten begeht. Sie sieht sich die Aufzeichnungen des Plantagenbesitzers Thomas Thistlewood an, der in seinem Tagebuch die regelmäßigen Vergewaltigungen seiner Sklavinnen so leichthin registriert wie das Scheren der Schafe. «Zwischen seine sexuellen Aktivitäten eingefügt finden sich Notizen über Landwirtschaft, Haushaltsarbeiten, Besucher, Krankheiten usw.», zitiert Morrison, und es läuft uns kalt den Rücken hinunter. Welcher Art war die psychische Kraftanstrengung, die Thistlewood erbringen musste, bis er verhärtet genug war, um zu vergewaltigen? Es ist die psychische Anstrengung, den Nebenmenschen zu *etwas anderem* zu machen – sich selbst davon zu überzeugen, dass es eine irgendwie natur- und gottgegebene Trennlinie gibt zwischen dem Sklavenhalter und den Versklavten. Nach einer Schilderung der brutalen Prügelstrafen, die die versklavte Mary Prince von ihrer Herrin erdulden musste, schreibt Morrison:

Die Notwendigkeit, die Sklaven zu einer fremden Art zu erklären, scheint ein verzweifelter Versuch zu sein, sich seiner eigenen Normalität zu versichern. Der Drang, einen Unterschied zu machen zwischen denen, die zur Menschenrasse gehören, und jenen anderen, die eindeutig nichtmenschlich sind, ist so machtvoll, dass der Lichtkegel vom Objekt der Erniedrigung auf deren Urheber schwenkt. Selbst wenn man den Sklaven ein gewisses Maß an Übertreibung zugutehält, lässt einen die Empfindsamkeit der Sklavenhalter schauern. Es ist, als riefen sie: «Ich bin keine Bestie! Ich bin keine Bestie! Ich quäle die Hilflosen nur, um zu zeigen, dass ich kein Schwächling bin.» Mitgefühl mit einem Frem-

den zu zeigen bringt die Gefahr mit sich, selbst zum Fremden zu werden. Es bedeutet den Verlust der so geschätzten, so sorgsam bewahrten Distinktion, wenn man seinen durch Rasse definierten Rang aufs Spiel setzt.

Morrison spricht von Sklavenhaltern und Sklaven, aber ihr Hinweis auf die Bedeutung des Rangs gilt heute genauso. In den vergangenen Jahren sind wir mit einer nicht endenden Reihe von Videos konfrontiert worden, in denen zu sehen war, wie amerikanische Polizisten schwarze Mitbürger wegen relativ harmloser Vergehen oder sogar völlig grundlos verprügeln, würgen, mit Elektroschockern traktieren oder niederschießen. Die afroamerikanische Gemeinde und auch viele andere Amerikaner waren entsetzt. Aber die Formeln der Rechtfertigung klingen vertraut wie eh und je. Der Polizist Darren Wilson gab, nachdem er Michael Brown getötet hatte, zu Protokoll, dass sich Brown, als auf ihn geschossen wurde, «aufzublähen» schien – eine Aussage, die Brown einen Zug ins Übermenschliche verleiht, ihn dadurch aber auch aus dem Bereich des Menschlichen ausgrenzt. Dass hier ein nicht mehr menschliches Wesen getötet worden war, zeigte sich auch daran, dass man Browns Leiche im Hochsommer auf dem heißen Beton schmoren ließ. Brown zu einer Art Ungeheuer zu machen bedeutet, einen Mord zu rechtfertigen und es einer Gruppe von Polizisten, die – laut dem Untersuchungsbericht des Justizministeriums – kaum mehr als eine Gangsterbande waren, zu erlauben, sich im Recht und im Vollbesitz ihrer Menschlichkeit zu fühlen.

Rassistische Entmenslichung ist nicht nur symbolisch – sie umreißt die Grenzen der Macht. «Rasse», schreibt die Historikerin Nell Painter, «ist ein Konzept, kein Fakt». In Amerika gehört es zum Konzept von Rasse, dass weiße Haut automatisch das Risiko verringert, wie Michael Brown, Walter Scott oder Eric Garner sterben zu müssen. Und der Tod ist nichts weiter als das extremste Beispiel des-

sen, was es bedeutet, sein Leben als jemand zu verbringen, der «anders» ist, der jenseits der Grenzen einer großen Zugehörigkeit existieren muss. Die «Abstiegsangst», von der man sagt, dass sie Wähler in die Arme von Donald Trump getrieben habe, würde sich der Mehrheit der Afroamerikaner als Chance für einen ökonomischen Aufstieg darstellen. Bei den republikanischen Vorwahlen betrug das mittlere Haushaltseinkommen eines Trump-Wählers etwa das Doppelte des mittleren Einkommens, über das eine durchschnittliche schwarze Familie in Amerika verfügt. Die Welle des Mitgefühls, die eine überwiegend (wenn auch nicht ausschließlich) die weiße Mittelschicht betreffende Rauschgift-epidemie hervorruft, ist von ganz anderem Kaliber als der einstimmige Chor der Verdammung, der die Crack-Krise der achtziger Jahre begleitete. Die derzeitige öffentliche Besorgnis angesichts sinkender Lebenserwartung bei weißen Männern trennt Welten von der resignierten Gleichgültigkeit, mit der die geringere Lebenserwartung hingenommen wird, unter der die schwarze Bevölkerung in diesem Land von jeher zu leiden hat.

Rassismus ist ein Thema. In diesem Land als andersartig qualifiziert zu werden ist ein Thema – und die deprimierende Wahrheit ist, dass es wahrscheinlich ein Thema bleiben wird. Menschliche Gemeinschaften geben Privilegien selten aus purem Altruismus auf, und so ist die einzige Welt, in der man sich vorstellen kann, dass die Verfechter der weißen Vorherrschaft ihrem Glauben abschwören, eine Welt, in der diese Privilegien zu einem Luxus werden, den sie sich nicht mehr leisten können. In der Geschichte der USA hat es solche Phasen schon einige Male gegeben. Ein sich immer länger hinziehender Bürgerkrieg ließ die Weißen zu dem Schluss kommen, dass Schwarze durchaus geeignet sind, in ihren Armeen zu kämpfen und zu sterben. Ein Kalter Krieg mit der Sowjetunion ließ den Jim-Crow-Süden der Rassentrennung zu einer weltweiten Peinlich-

keit und einem gefundenen Fressen für die Propaganda der Gegenseite werden. Und unter der Regierung von George W. Bush machte die Gemengelage aus einem Zweifrontenkrieg, einer Wirtschaft im freien Fall und dem Totalversagen der Regierung nach dem Hurrikan Katrina die Bahn frei für den ersten schwarzen Präsidenten dieses Landes. Jeder dieser Umbrüche wurde von einer Woge der Hoffnung begleitet, von einem Gefühl, dass das Land den Ballast seiner Geschichte abgestreift hatte. Und jedes Mal wurde diese Hoffnung schlussendlich enttäuscht.

Wenn wir begreifen wollen, warum wir einmal mehr am Anfang stehen, können wir uns an Toni Morrison halten, eine der wichtigsten Schriftstellerinnen und Denkerinnen, die dieses Land hervorgebracht hat. Ihr Werk wurzelt in der Geschichte und vermag noch den grotesksten ihrer Episoden Schönheit abzugewinnen. Doch diese Schönheit ist kein Phantasiegebilde, und so kann es nicht überraschen, dass Toni Morrison zu jenen zählt, die verstanden haben, wie die Geschichte uns in Haftung nimmt. *Die Herkunft der anderen* lässt uns an ihren Erkenntnissen teilhaben, und wenn dieses Buch auch keinen schnellen Ausweg aus dem Klammergriff der Geschichte weisen kann, so ist es doch eine willkommene Hilfe zum Verständnis, wie wir in unsere heutige Situation geraten konnten.

[...]

1

Romantisierte Sklaverei

Wir spielten noch auf dem Fußboden, meine Schwester und ich, also muss es 1932 oder 1933 gewesen sein, als wir hörten, dass sie kommen würde. Millicent MacTeer, unsere legendenumwobene Urgroßmutter, angekündigt bei allen Verwandten in der Gegend. Sie lebte in Michigan, als vielgefragte Hebamme. Ihr Besuch in Ohio warf lange Schatten voraus, denn sie galt als das weise, unbestrittene, majestätische Oberhaupt unserer Familie. Wie majestätisch, war mir klar, als etwas geschah, was ich noch nie zuvor gesehen hatte: Wenn sie einen Raum betrat, standen alle Männer unaufgefordert auf.

Nach einer Reihe von Besuchen bei den anderen Verwandten trat sie schließlich, hochgewachsen, kerzengerade und auf einen Stock gestützt, den sie offensichtlich gar nicht brauchte, in unser Wohnzimmer und begrüßte meine Mutter. Dann, nachdem sie meine Schwester und mich, die wir spielten oder einfach auf dem Boden saßen, gemustert hatte, runzelte sie die Stirn, deutete mit dem Stock auf uns und sagte: «Diese Kinder sind verpfuscht worden.» Meine Mutter protestierte (mit Nachdruck), aber der Schaden war angerichtet. Meine Urgroßmutter war teerswarz, und meine Mutter verstand genau, was sie meinte: Wir, ihre Kinder, und damit unsere engste Familie, waren besudelt, nicht rein.

So früh zu erfahren (oder beigebracht zu kriegen, weil man es selbst noch nicht verstand), was einen wertloser, weil anders macht, blieb damals ohne Wirkung auf mich – wahrscheinlich deshalb, weil ich außergewöhnlich arrogant und ganz mit meinem kostbaren Selbst beschäftigt war. «Verpfuscht» klang beim ersten Hören exotisch, wie etwas Wünschenswertes. Als meine Mutter es wagte, ihrer

Großmutter zu widersprechen, wurde mir klar, dass «verpöcht» so viel wie minderwertig, wenn nicht sogar komplett andersartig bedeutete.

Beschreibungen kultureller, rassischer oder körperlicher Unterschiede, die eine Andersartigkeit feststellen, ohne dabei auf wertende oder hierarchisierende Kategorien zurückzugreifen, sind schwer zu finden. Viele, wenn nicht die meisten schriftlichen / literarischen Beschreibungen von Rassemerkmalen bewegen sich im Bereich des Verstohlenen, des fein Austarierten bis hin zu pseudowissenschaftlichen «Beweisen». Und alle fügen Rechtfertigungen bei und geben sich den Anschein der Exaktheit, um ihre Geltung zu unterstreichen.

Wir alle kennen die Überlebensstrategien der Natur: Ablenkung oder Selbstopfer, um die Brut zu schützen; Rudeljagd oder Wanderungen zu den Weidegründen. Bei uns Menschen, der höher entwickelten Art, hat die Neigung, die nicht zur eigenen Sippe Gehörenden als Feinde, als Verwundbare und Minderwertige zu betrachten, die im Zaum gehalten werden müssen, eine lange Geschichte, die sich nicht auf unsere tierischen Vorfahren und prähistorischen Ahnen beschränkt. Immer war die Rasse eine Richtschnur der Unterscheidung, ebenso wie Besitz, Klassenzugehörigkeit und soziales Geschlecht – alles Eigenschaften, bei denen es um Macht und Herrschaft geht.

Man braucht nur einen Blick in die eugenischen Theorien von Samuel Cartwright, einem Arzt und Sklavenhalter aus den Südstaaten, zu werfen, um zu begreifen, wie weit die Wissenschaft, geschweige die Politik, mit der Behauptung gehen kann, das Andersartige müsse im Zaum gehalten werden.

«Aus unabänderlichen physiologischen Gesetzen folgt», so schreibt er 1851 in seinem «Bericht über die Krankheiten und körperlichen Besonderheiten der Negerrasse», dass es «mit seltenen Ausnahmen nur dann gelingt, die

geistigen Fähigkeiten von Neger in einem Maß zu wecken, das ausreichend ist, um sie für moralische, religiöse oder sonstige Unterweisung empfänglich zu machen, wenn sie sich unter der bezwingenden Herrschaft des Weißen Mannes befinden ... In ihrer natürlichen Trägheit verdösen sie, wenn nicht der Stachel des Zwangs sie treibt, ihr ganzes Leben, ohne jemals, darin ungeübt, die Kapazität ihrer Lungen mehr als zur Hälfte zu nutzen ... Das schwarze Blut, das dem Gehirn zugeführt wird, kettet ihren Geist an Unwissenheit, Aberglauben und Barbarei und verriegelt das Tor zu höherer Entwicklung, moralischem Empfinden und religiöser Wahrheit.» Dr. Cartwright wies auf zwei spezielle Gebrechen hin, deren eines er «Drapetomanie, oder die Krankheit, die Sklaven veranlasst, die Flucht zu ergreifen», taufte. Das andere diagnostizierte er als «Dysaesthesia aethiopica» – eine Art von mentaler Lethargie, die dafür verantwortlich war, dass der Neger «sich im Halbschlaf zu befinden» schien (die Sklavenhalter sprachen meist von «niederer Gesinnung»). Man fragt sich, warum diese Sklaven, wenn sie eine solche Last und Bedrohung waren, so begierig ge- und verkauft wurden. Den Grund erfahren wir wenig später: Die erzwungene «Leibesübung, die dem Neger so dienlich ist, wird beim Anbau (...) von Baumwolle, Zuckerrohr, Reis und Tabak erbracht, die ohne seine Arbeitskraft (...) wild heranwachsen und ihre Früchte der Welt vorenthalten würden. Beide Seiten haben so ihren Vorteil – der Neger ebenso wie sein Herr».

Diese Erkenntnisse waren nicht nur so dahingesagt – sie erschienen im *New Orleans Medical and Surgical Journal*. Der entscheidende Punkt ist, dass die Schwarzen nützlich sind, nicht ganz wie Nutzvieh, aber doch kaum als Menschen kenntlich.

Ähnlich übler Nachreden hat sich so gut wie jede soziale Gruppe auf dieser Erde, egal ob mächtig oder machtlos,

bedient, um ihre Glaubenssätze durch die Konstruktion eines andersartigen Gegenübers zu festigen.

Der eine Zweck des wissenschaftlich verbrämten Rassismus ist die Definition eines Außenseiters, um das eigene Selbstbild zu klären. Eine andere Möglichkeit besteht darin, die Unterschiede auszuhalten (vielleicht sogar zu genießen), ohne die Abweichungen des anderen zum Vorwand für Abwertung zu nehmen. Ganz offensichtlich ist die Literatur ganz besonders befähigt, vorzuführen und zu hinterfragen, inwieweit das Selbstbild die Mechanismen seiner Abgrenzung bestärkt oder verurteilt.

Wie wird man Rassist, oder Sexist? Niemand wird als Rassist geboren, und nichts bestimmt einen Fötus, sexistisch zu werden. Menschen zu anderen zu machen wird erlernt – aber nicht durch Lektüre oder Unterweisung, sondern durch das Beispiel.

Es war vermutlich allen klar – den Händlern ebenso wie den Verkauften –, dass die Sklaverei ein zwar gewinnträchtiges, aber inhumanes Geschäft war. Die Sklavenhändler wollten mit Sicherheit nicht mit ihren Sklaven tauschen. Die Verkauften begingen oft Selbstmord, um ihrem Schicksal zu entgehen. Wie hat es also funktioniert? Eine Möglichkeit, wie die Nationen mit der Erniedrigung der Sklaverei umgehen konnten, war brutale Gewalt; eine andere war die Romantisierung.

1750 brach ein junger Engländer von Stand – ein nachgeborener Sohn, der unter dem Gesetz des Erstgeburtsrechts nicht erben konnte – in die Neue Welt auf, um erst als Aufseher und später als Besitzer von Sklaven und einer eigenen Zuckerrohrplantage auf Jamaika sein Glück zu machen. Sein Name war Thomas Thistlewood, und sein Leben, Handeln und Denken sind von Douglas Hall dokumentiert, erforscht und bei Macmillan in der Reihe der *Warwick University Caribbean Studies* veröffentlicht worden (später nachgedruckt bei der University of the West Indies Press).

Der Band enthält von Hall kommentierte Auszüge aus Thistlewoods Aufzeichnungen und erschien 1987 unter dem Titel *In Miserable Slavery*. Wie Samuel Pepys führte Thistlewood ein minuziöses Tagebuch – ein Tagebuch ohne Reflexion und Wertung, nur mit nackten Fakten: Ereignisse und Begegnungen, das Wetter, Verhandlungen, Gewinne und Verluste, all das, was ihn interessierte oder was er festhalten zu müssen glaubte. Er hatte nie die Absicht, seine Notizen zu veröffentlichen oder Fremden Einblick zu gewähren. Die Lektüre seiner Tagebücher zeigt, dass er, wie die meisten seiner Landsleute, mit den bestehenden Verhältnissen nahtlos einverstanden war. Er verschwendete keinen Gedanken daran, ob die Sklaverei moralisch vertretbar oder was seine Rolle in diesem System war. Er existierte einfach nur in der Welt, wie er sie vorfand, und zeichnete sie getreulich auf. Und gerade diese – keineswegs untypische – Enthaltung von jeglicher moralischen Wertung wirft ein Licht auf die allgemeine Akzeptanz der Sklaverei. Unter den intimeren Details seiner umfassenden Dokumentation der Alltäglichkeiten befinden sich Schilderungen seines Sexuallebens auf der Plantage (das sich wenig von seinen jugendlichen und nie auf Dauer angelegten Eroberungen in der britischen Heimat unterscheidet).

Er notierte die Uhrzeit der Begegnung, den Grad seiner Befriedigung, die Häufigkeit des Aktes und insbesondere den genauen Ort. Neben dem offenkundigen Lustgewinn ging es um Verfügbarkeit und die Wonnen der Macht. Es bedurfte keiner Verführung, nicht einmal vieler Worte, und so genügt auch eine kurze Notiz zwischen anderen, die den Preis des Zuckerrohrs oder eine erfolgreiche Verhandlung beim Einkauf von Mehl betreffen. Anders als seine geschäftlichen Notate hielt Thistlewood seine fleischlichen Eskapaden auf Lateinisch fest: *sup. lect.* für «auf dem Bett»; *sup. terr.* für «auf dem Boden»; *in silva* für «im Wald»; *in mag.* oder *parv. dom.* für «im großen» oder «klei-

nen Zimmer»; und wenn er nicht befriedigt war: *Sed non bene*. Heute würden wir wohl von Vergewaltigungen sprechen; damals nannte man es *droit du seigneur*, das Recht des Herrn. Zwischen seine sexuellen Aktivitäten eingefügt finden sich Notizen über Landwirtschaft, Haushaltsarbeiten, Besucher, Krankheiten usw.

Ein Eintrag vom 10. September 1751 liest sich auszugsweise so: «Ungefähr um halb elf vormittags *cum* Flora, einer Kongolesin, *super terram* im Zuckerrohr, wo die Mauer aufhört, rechts vom Fluss nahe der Negersiedlung. Sie wollte Wasserkresse sammeln. Gab ihr vier kleine Münzen.» Einen Tag später schreibt er am frühen Morgen: «Ungefähr zwei Uhr nachts *cum* Negermädchen, *super* Boden am Fußende des Betts im östlichen Wohnzimmer, Unbekannte.» Und am 2. Juni 1760 steht u. a. zu lesen: «Werkstatt aufgeräumt, Holzreifen geschichtet, Schlammreste entfernt &c. Nach dem Mittag *cum* L. Mimer, *sup me lect.*»

Weniger direkt, aber nicht weniger aufschlussreich sind die literarischen Versuche, die Sklaverei zu romantisieren, sie menschlich und liebevoll zu zeichnen, um sie auf diese Weise akzeptabel zu machen oder sogar als eine bestmögliche Lösung auszugeben. Macht auszuüben, sei es die des guten Hirten oder die des Räubers, mag dann irgendwann überflüssig werden. So will es jedenfalls Harriet Beecher Stowe ihren (weißen) Lesern weismachen. Regt euch nicht auf, sagt sie. Die Sklaven haben sich unter Kontrolle. Fürchtet euch nicht. Der Neger will ja nur dienen. Die natürlichen Instinkte des Sklaven, meint Stowe damit, sind im tiefsten Grunde freundlich und werden nur durch böswillige Weiße verdorben, die ihn, wie Simon Legree (der bezeichnenderweise aus den Nordstaaten stammt), bedrohen und missbrauchen. Die Gefühle von Angst und Verachtung, die viele Weiße empfinden mögen und die zum Nährboden ihrer Brutalität werden, sind laut Stowe ungegerechtfertigt. Jedenfalls fast. Denn in *Onkel Toms Hütte* fin-

den wir Signale der Angst, die Stowe selbst verspürt, eine Art literarischen Schutzmechanismus. Vielleicht hat sie auch nur ein Gespür für die Befürchtungen des Lesers. Wie sorgt man beispielsweise im neunzehnten Jahrhundert für seine Sicherheit, wenn man schwarzes Territorium betritt? Klopft man einfach an und tritt ein? Wagt man sich überhaupt hinein, wenn man keine Waffe bei sich hat? Selbst wenn man ein argloser junger Bursche wie Master George ist, der Onkel Tom und Tante Chloe besuchen will, braucht man überdeutliche, beruhigende Signale des Willkommenseins, der Sicherheit. Toms Behausung ist eine bescheidene, kleine Hütte gleich neben dem Herrenhaus. Trotzdem glaubt Stowe, den kurzen Weg des weißen Jungen als Passage durch ein besänftigendes, Gefährlosigkeit versprechendes Idyll beschreiben zu müssen:

Onkel Toms Hütte war ein kleines Blockhaus, dicht neben dem «Hause», wie der Neger die Herrenwohnung par excellence nennt. Davor war ein hübscher Gartenfleck, wo jeden Sommer Erdbeeren, Himbeeren und viele andere Früchte und Gemüse unter sorgfältiger Pflege gediehen. Die ganze Vorderseite war von einer großen roten Begonie und einer einheimischen Multiflorarose bedeckt, die sich ineinander verschlangen und kaum ein Fleckchen der rohen Balken erblicken ließen. Hier fanden auch im Sommer verschiedene lebhaft gefärbte Blumen wie Ringelblumen, Petunien und andere eine Stelle, wo sie ihren Glanz zeigen konnten, und waren die Freude und der Stolz von Tante Chloes Herzen.

Die Schönheit der Natur, für deren Beschreibung Stowe sich so ins Zeug legt, ist gezähmt, einladend, verführerisch und üppig.

Im Inneren der winzigen Blockhütte, wo Tante Chloe kocht und sich um alle kümmert, setzen sie sich, nach einigem Austausch von Klatsch und Höflichkeiten, zum Essen

nieder. Nur nicht die kleinen Kinder, Mose und Pete. Sie erhalten ihre Mahlzeit unter dem Tisch: auf dem Fußboden, wo ihnen Brocken hingeworfen werden, um die sie sich balgen.

(Master) George und Tom rückten auf einen gemütlichen Platz in die Kaminecke, während Tante Chloe, nachdem sie einen ansehnlichen Haufen Waffeln gebacken, das Kleinste auf den Schoß nahm und anfang, abwechselnd den Mund des Kindes und ihren eigenen zu füllen und Mose und Pete ebenfalls zu bedenken, welche vorzuziehen schienen, ihre Portionen zu verzehren, während sie unter dem Tische auf dem Erdboden herumkollerten, sich gegenseitig kitzelten und gelegentlich das Kleinste an den Zehen zupften.

«Wart, still da!», sagte die Mutter und stieß dann und wann ziemlich aufs Geratewohl mit dem Fuße unter den Tisch, wenn der Lärm gar zu arg wurde. «Könnt ihr euch nicht anständig benehmen, wenn euch weiße Herrschaften besuchen? Wollt ihr gleich ruhig sein! Nehmt euch in Acht, sonst nehme ich euch ein Knopfloch tiefer vor, wenn Master George fort ist!»

Für mich ist das eine außerordentliche Szene: Der junge Herr hat erklärt, dass er satt ist, und du, eine Sklavin und Mutter, hältst dein kleines Kind in den Armen und fütterst es und isst gleichzeitig selbst, und auch dein «Ehemann» isst, aber deinen beiden anderen Kindern wirfst du das Essen auf den dreckigen Boden, wo sie sich darum balgen müssen? Ein absurdes Schauspiel, das die Autorin, so denke ich, inszeniert hat, um den Leser zu amüsieren, vor allem aber, um ihm einmal mehr zu versichern, dass er sich in einer Atmosphäre der Sicherheit, der guten Laune, der freundlichen und großmütigen Unterwürfigkeit befindet. Es sind sorgsam orchestrierte Passagen zur Beruhigung des furchtsamen weißen Lesers.

Harriet Beecher Stowe hat *Onkel Toms Hütte* nicht für Tom, Tante Chloe oder irgendeinen anderen schwarzen Leser geschrieben. Ihr zeitgenössisches Publikum bestand aus Weißen, die das romantische Bild des «Negerlebens» brauchten, sich danach sehnten oder es zumindest genießen konnten.

Für Thistlewood ist Vergewaltigung die Romantik des Besitzens, des *droit du seigneur*. Bei Stowe wird die Sklaverei sexuell und romantisch eingewaschen und parfümiert. Die Beziehung zwischen der kleinen Eva und Topsy – einem widerspenstigen, geistesschlachten schwarzen Kind, das durch die Zuneigung des weißen Kindes erlöst und zivilisiert wird – ist so in Sentimentalität getränkt, dass sie geradezu ein Paradebeispiel für die Romantisierung der Sklaverei liefert.

Auf einer tieferen Ebene habe ich meiner Urgroßmutter viel zu verdanken. Obwohl sie keineswegs die Absicht hatte, uns zu helfen – sie verfügte über kein Mittel gegen unseren Defekt –, hat sie mich auf eine Fährte gesetzt, die entscheidenden Einfluss auf meine schriftstellerische Arbeit gewann. *Sehr blaue Augen* war meine erste Erkundung auf dem Gebiet des rassenspezifischen Selbsthasses. Später, in *Paradies*, habe ich das gegenteilige Konzept eines ethnischen Überlegenheitsgefühls unter die Lupe genommen. Und auch in *Gott, hilf dem Kind* ging es um das Triumphgefühl und die Selbsttäuschung, die mit dem Kolorismus einhergehen. Ich schrieb über seine blinden Flecken, seine Arroganz und schlussendliche Selbstzerstörung. In dem neuen Roman, an dem ich zurzeit arbeite, interessiere ich mich für den Werdegang eines Rassisten – wie gelangt man aus einem rassistisch unverdächtigen Mutterschoß in den Schoß des Rassismus, in eine Existenz, die – gleichgültig, ob positiv oder negativ bewertet – unter dem Rassenbegriff gelebt wird? Was ist «Rasse» (außer einem genetischen Trugbild), und warum kommt es auf sie an? Welches Verhalten erfor-

dert oder begünstigt sie, sobald ihre Elemente erst erkannt und definiert sind (soweit das überhaupt möglich ist). «Rasse» ist die Klassifizierung einer Art, und wir gehören zur «Rasse» des Homo sapiens, Punkt. Aber was ist dann diese andere Sache – die Feindseligkeit, der gesellschaftliche Rassismus, die Konstruktion von Andersartigen?

Worin liegt das Entlastende an diesem Konstrukt, seine Verführungskraft, seine (soziale, psychologische und ökonomische) Macht? Ist es die Faszination der Zugehörigkeit, der Teilhabe an etwas, das größer und somit auch stärker ist als man selbst? Spontan neige ich zu der Ansicht, dass die Fremden, die Andersartigen gesellschaftlich und psychologisch benötigt werden, um das selbstentfremdete Ich zu stabilisieren. Wer die Menge sucht, ist immer einsam.

Lassen Sie mich zum Abschluss aus *The Romance of Race* zitieren, Jolie A. Sheffers exzellenter Studie der Mechanismen, durch die während der großen Einwanderungswelle aus Süd- und Osteuropa «Zugehörigkeit» erzeugt und aus der heterogenen Menge der Immigranten eine einheitliche Nation geformt wurde:

In den Jahrzehnten zwischen 1890 und 1920 trafen etwa 23 Millionen Immigranten, meist von ost- und südeuropäischer Herkunft und zum weitaus überwiegenden Teil jüdischen, katholischen oder orthodoxen Glaubens, in den Vereinigten Staaten ein und stellten die weiße, angelsächsisch-protestantische Mehrheit, die WASPs, vor eine große Herausforderung. Die «Injektionen von fremdem Blut», wie man um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert sagte, veränderten die nationale Identität der USA, ohne jedoch die weiße Vorherrschaft grundlegend in Frage zu stellen. Vielmehr wurden die europäischen Ethnien rasch zu einem – zumindest nominellen – Teil der «weißen» Mehrheitsgesellschaft.

Wissenschaftler haben dieses Thema in großer Breite und Tiefe bearbeitet. Den Einwanderern, die damals in die USA kamen, wurde offenbar schnell klar, dass sie, wollten sie «echte» Amerikaner werden, ihre Bande an die Herkunftsländer kappen oder weitgehend lockern und sich stattdessen auf ihre weiße Haut berufen mussten. Die Definition, was es bedeutet, «amerikanisch» zu sein, bleibt für viele, traurigerweise, eine Frage der Farbe.

[...]